

Gerade komme ich aus Miraflores von der Messe der deutschen Gemeinde zum vierten Advent nach Tablada zurück. Das erste Mal seit September hat mich die feierliche, sakrale Atmosphäre gestreift, die man besonders in der Weihnachtszeit in manchen Kirchen finden kann. Es war eine schöne Stunde, in der ich beim Singen deutscher alter Weihnachtslieder wie „Es kommt ein Schiff geladen“ unweigerlich sehr intensiv an zu Hause denken musste. Sonst ging hier die Adventszeit relativ emotionslos an mir vorüber; nur die Werbekampagnen für „Pannetone“, ein italienisches Gebäck aus luftigem, süßem Teig mit Rosinen und kandierten Fruchtstückchen, und das trotz sommerlicher Temperaturen ständig erklingende Lied „Blanca Navidad“ („Weiße Weihnacht“, Pendant zu „Jingle Bells“), erinnern daran, dass auch in Peru Weihnachten gefeiert wird. Ab und zu schrecke ich auf bei dem Gedanken, dass bereits am Donnerstag Heilig Abend ist.

Im Moment ist ziemlich viel los im Heim, da hier das Schuljahr ausläuft und einige Kinder von morgens sieben bis nachmittags fünf Uhr hierbleiben. Am 27. Dezember wird, noch im Zeichen des Weihnachtsfestes, im Hof des Hogars eine Messe gehalten; anschließend wird von allen Vor- und Nachmittagsgruppen jeweils eine Nummer vorgetragen, meist Tanz oder Theater. Das bedeutet viel Arbeit für alle Beteiligten, für Kinder und vor allem Erzieher und eventuell auch für die deutschen Volontäre. Unsere Aufgabe ist im Moment die Verschönerung des Schauplatzes. Das klingt zunächst harmlos, ist tatsächlich aber viel Arbeit. Einen Zaun mehrfarbig zu streichen ist sehr zeitraubend, trotz der Hilfe einiger, leider sehr weniger, Kinder. Dieses Werk ist bereits vollbracht, inzwischen sind wir mit der Gestaltung einer Wand beschäftigt, die den Innenhof zu einer Seite abgrenzt. Wir hatten uns auf die Idee geeinigt, Silhouetten der Kinder zu malen, wie Schatten, die sie beim Spielen werfen. Das ist mühsam, doch wirkt das Zwischenergebnis bereits sehr interessant und stilvoll.

Zur besseren Überschaubarkeit möchte ich den folgenden allgemeinen Erfahrungsbericht in mehrere Bereiche gliedern:

Die Arbeit im Heim

Nach einer Eingewöhnungs- und Orientierungszeit von vier Wochen zu Beginn des Dienstes hatten wir uns auf jeweils auf zwei der insgesamt sieben Gruppen festgelegt, die wir für längere Zeit begleiten würden. Ich hatte mich für die Vormittagsgruppe der Zweitjüngsten („Los Campeones“) und die Nachmittagsgruppe der Ältesten („Ninos y Ninas Sin Fronteras“) entschieden.

Die Zusammenarbeit mit Judith, der Erzieherin der Campeones, und den Kindern selbst hat sich zu einer sehr glücklichen entwickelt. Die Gruppe ist mit durchschnittlich sechs Kindern relativ klein, was den Vorteil hat, dass ich mir mehr Zeit für jedes einzelne nehmen kann und das Arbeiten im relativ ruhigen Raum leichter fällt. Ich helfe bei den Hausaufgaben, übe Kopfrechnen und rege auch sonst zu selbstständigem Denken an, spiele, male und lese mit den Kindern. Man könnte es so zusammenfassen: Ich mag die Kinder, die Kinder mögen mich - wenn sie denn keine verdammt guten Schauspieler sind! Mit der Erzieherin Judith verstehe ich mich einfach prächtig; wir unterhalten uns ungezwungen über Gott und die Welt und ihr macht es Spaß, mich dabei auf meine sprachlichen Fehler hinzuweisen. Wenn ich sonst nichts zu tun habe, helfe ich ihr bei den Mathematikhausaufgaben ihres Sohnes, der eine Privatschule besucht und auf deutlich höherem Niveau lernt.

In der Gruppe von Andy fühle ich mich dagegen inzwischen nicht mehr sonderlich wohl; besonders die pubertierenden Jungen machen es mir nicht leicht. Wahrscheinlich ist es ein ganz natürliches Verhalten, in einer vollkommen neuen Umgebung, in der man Schwierigkeiten hat, zu verstehen und sich verständlich zu machen, zunächst wo es nur geht Freunde zu suchen. Leider hat sich diese aktive Suche im Zusammenhang meiner Arbeit im

Heim als Fehler herausgestellt: Nach anfänglicher Vorfühphase verloren einige der Jugendlichen nach und nach jeden Respekt. Meine eher stille, wenig dominante Natur führte dazu, dass sie mit mir reden, als sei ich im selben Alter; meine Angewohnheit, statt zu befehlen freundlich zu bitten dazu, dass sie sich zu Frechheiten nicht nur verbaler Art erdreisteten. Einer kann genügen – mit solchen, die zusehen und dessen Beispiel folgen. Das betrifft nur einige wenige, mit den meisten komme ich sehr gut zurecht, doch neigt man leicht dazu, die ganze Gruppe mit diesen wenigen zu identifizieren und innerlich auf Abwehrstellung zu schalten und die Lust an der Arbeit zu verlieren.

Mit dem Gedanken an Weihnachten hatte ich mit der Nachmittagsgruppe ein Projekt begonnen: ein kleiner peruanischer Chor, der deutsche Weihnachtslieder singt und dabei ein Stück der deutschen Kultur kennenlernt. Leider habe ich lernen müssen, dass es nicht leicht ist, Jugendliche in diesem Alter längerfristig für eine Sache zu begeistern. Die Lieder, die ich auswählte, „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und „Lobt Gott, ihr Christen“, erfordern mehr musikalisches Gespür und eignen sich nicht zum Brüllen wie etwa „Blanca Navidad“. Ich habe mich auf jeweils eine Strophe beschränkt – einmal auf Deutsch, danach in sehr freier spanischer Übersetzung und zuletzt ein weiteres Mal in deutscher Sprache. Das Lernen der Texte und das Aneignen der neuen Melodien bedeuten außerdem Konzentration und ein klein wenig Fleiß, was einige, die anfangs dabei waren, schnell wieder abspringen ließ. Doch zunächst musste ich selbst an mir arbeiten, da es mir schwer viel, meine musikalischen Ansprüche, die sich noch auf dem Niveau des „Vocalensemble Schwabach“ befanden, bis auf nahezu null herunterzuschrauben. Nur ein einziges Kind kann einen Ton, den ich vorgebe, einigermaßen sauber nachsingen! Ich hatte meine utopischen Vorstellungen von Mehrstimmigkeit schnell aufgegeben, doch klingt der Gesang bis jetzt auf wahrlich atemberaubende Art und Weise vielstimmig! Es gibt jedoch auch einige Kinder, die wirklich Spaß daran haben und regelmäßig zu den Chorproben kommen. Dennoch liegt es in der Schwebe, ob die Idee von einem kurzen Auftritt am 27. Dezember in die Tat umgesetzt werden kann; alles hängt davon ab, ob die Texte gelernt werden oder nicht.

Die Zusammenarbeit mit Luis ist nach wie vor sehr gut, sehr offen, ehrlich und vertrauensvoll. Man merkt, dass er bereits Erfahrung im Umgang mit deutschen Freiwilligen hat und aus den Problemen, die es mit einigen unserer Vorgänger gegeben hatte, gelernt hat. Er lässt uns viel Freiraum und gibt uns so die Möglichkeit – man könnte auch sagen: zwingt uns so – Verantwortung zu übernehmen. Die eingangs beschriebene Arbeit, die Gestaltung der zentralen Wand etc., ist ausschließlich unser Aufgabenbereich, er beschafft bedingungslos die Dinge, die wir zur Umsetzung unserer Ideen benötigen. Sollte das Projekt misslingen, fällt das selbstverständlich allein auf uns zurück.

Der Idee des Vorgesetzten der Junta folgend, die die Spendengelder aus Deutschland verwaltet, zieht mich Luis im Moment bei der Planung zur Konstruktion neuer Holzhäuser für die Familien von Kindern des Hogars, die es am nötigsten haben, ins Vertrauen. Er klärt mich zum Beispiel über die Kosten auf; wie sie sich zusammensetzen, wie sie reduziert werden könnten und welche finanziellen Grenzen es gibt. Ich bin mir noch nicht ganz im Klaren darüber, welche Aufgabe ich dabei in Zukunft übernehmen soll und wie ich ohne jegliche Erfahrung helfen könnte.

Das Leben außerhalb des Heims

Da die Sprache nun schon bei der Musik war, möchte ich an diesem Punkt anknüpfen und ein wenig von den musikalischen Erfahrungen erzählen, die ich hier in Peru bereits machen durfte. Im Mittelpunkt steht dabei ein junger Mann Namens Jairo (24jährig), den ich auf der Suche nach einem Gitarrenlehrer kennengelernt habe. Inzwischen habe ich regelmäßig

einmal wöchentlich Unterricht und mache dabei gute Fortschritte. Außerdem besuche ich ihn immer wieder, um für die nächste Hochzeit zu proben. Das verlangt nun natürlich nach einer Erklärung! Jairo ist durch und durch Musiker, er lebt von der Musik, nicht nur seelisch, sondern auch finanziell. Neben dem Unterricht sind eine weitere Einnahmequelle Auftritte bei Hochzeiten. Er schafft den musikalischen Rahmen mit seiner Band, bestehend aus Elvis als Sänger, Ebert am Schlagzeug, Israel am Bass, Abél an der Flöte, an der Kniertrommel oder sonst einem Instrument (er beherrscht fast alles) und ihm selbst am Keyboard. Für den zeremoniellen Teil der Veranstaltung in der Kirche bin ich inzwischen fest eingeplant mit meiner Violine, auf drei Hochzeiten habe ich bereits gespielt. Unser festes Programm (das nicht ich ausgesucht habe!) beschränkt sich bisher auf vier Lieder, unter anderen „Titanic“ und auch der Rest geht heftig zu Herzen; danach, wenn noch Zeit ist, soll ich zu mir unbekanntem langsamen Stücken improvisieren. Einmal war ich bereits vertraglich vermerkt, habe in Peru mein erstes Geld verdient (50 Soles, entspr. ca. 12,50€). Das macht an sich Spaß, ist aber auch anstrengend und zeitaufwändig; außerdem habe ich, wenn das Festessen beginnt, nichts mehr zu tun, da die Gruppe Tanzmusik spielt, zu der Violine schlichtweg nicht passt. Die Band ist richtig gut, alle verstehen sich aufs Improvisieren, allen voran Jairo, der einfach genial Keyboard spielt.

Montags besuchen wir inzwischen regelmäßig Raffael und seine Frau Maria, die direkt neben dem Hogar wohnen. Raffael ist einer der Mitbegründer des Heims und war der erste Direktor. Jetzt stellt er in Zusammenarbeit mit seiner Frau Holzspielzeug her und verkauft dieses in seinem Geschäft in Barranco, einem hübschen kleinen Stadtteil an der Küste Limas. Die Abende sind immer sehr lustig und von den beiden – denn wir kochen immer gemeinsam; einmal wir, einmal die Gastgeber – habe ich gelernt, wie man Pizza in der Pfanne zubereitet.

Montag, Mittwoch und Freitag sind die Tage, an denen eine Gruppe junger Leute folkloristische Tänze der Andenvölker Perus trainiert. Die Tänze sind mit viel Hüpfen und Spingen, Drehen und Wirbeln verbunden, und das in hohem Tempo, was es schwierig macht, am Anfang den Anschluss zu finden. Ich habe ihn bisher noch nicht gefunden, war auch erst dreimal dort, doch habe ich vor, wenigstens einmal in der Woche, mittwochs, am Training teilzunehmen – eigentlich mehr wegen der Jugendlichen dort und der Atmosphäre in der Gruppe als aus übergroßer Begeisterung fürs Tanzen. Luis hatte uns den Ort gezeigt und uns, Verena und mich, dem Trainer vorgestellt.

Die Woche ist normalerweise immer sehr gut gefüllt mit Veranstaltungen, Besuchen und sonstigen Aktivitäten. Seit einigen Wochen kommt hinzu, dass mein Plan, zu einer peruanischen Familie zu ziehen, konkretere Formen annehmen sollte. Zwei Familien haben angeboten bzw. den Wunsch geäußert, mich aufzunehmen. Nun bin ich dabei, sie kennenzulernen, um zu einer Entscheidung zu kommen. Dabei haben sich zwei Probleme ergeben. Das eine ist, dass die Zeit vor Neujahr und damit dem Beginn unserer Ferien zu kurz und zu ausgefüllt von Aktivitäten ist, um einen Umzug gut und sinnvoll umsetzen zu können. Das zweite Problem ist ein allgemeineres und von grundsätzlicher Natur. Es wurzelt in der Tatsache, dass ich ein entscheidungsschwacher Mensch bin bzw., um es ein wenig positiver auszudrücken, dass ich Entscheidungen, besonders so wichtige, nicht leichtsinnig treffen möchte und deshalb über alle Details nachdenke. In der einen Familie fühle ich mich wohler und außerdem scheint der Wunsch hier stärker zu sein, diese Erfahrung des Austausches zu erleben. Doch habe ich das Gefühl, dass die beiden Söhne, 13- und 17jährig, Stubenhocker sind und nicht besonders viele Kontakte haben, erst recht nicht zu Leuten meines Alters. Im Haus der anderen Familie ist mehr los, die Mutter lebt mit ihren vier Söhnen im Alter von 20 bis 30 Jahren, der Ehefrau eines der Söhne und deren Tochter im selben Haus. Das scheint sehr vielversprechend zu sein, doch hatte ich insgesamt nicht das Gefühl, dass das Interesse an mir groß ist. Höchstwahrscheinlich werde ich Heilig Abend dort verbringen, als letzte Probe.

Ich hatte eigentlich vor, viel früher zu einer Familie zu ziehen, um genau das zu verhindern, was nun bereits eingetreten ist: die Bequemlichkeit des komfortablen und unabhängigen Lebens im Heim hat sich breitgemacht und lässt den Schritt des Umzuges Überwindung kosten. Auch dass ich mich inzwischen mit den beiden Mädchen ziemlich gut verstehe, hat dem ganzen Vorhaben die Dringlichkeit genommen. Aufgegeben habe ich es deshalb jedoch nicht.

Das Leben als Gringo

Das Gringo-Dasein (Gringo = Hellhäutiger) bringt in einem südamerikanischen Land wie Peru Vor- und Nachteile, doch in fast jedem Fall – zumindest in einem armen Ort wie Tablada – eine Sonderbehandlung mit sich. In einigen Situationen mag diese als angenehm empfunden werden, besonders zu Beginn, wenn das besonders große Interesse zur leichten Kontaktaufnahme im neuen sozialen Umfeld verhilft. Doch können eine übertriebene Vorzugsbehandlung auf die Dauer ermüdend und die Blicke der Menschen unangenehm werden. Immer wieder muss die Frage nach der Echtheit der Freundlichkeit, nach der Vertrauenswürdigkeit der Menschen gestellt werden: Gilt das Interesse mir oder meinem Geld? Gringos werden hier in erster Linie für Touristen gehalten, gekommen, um die prallen Taschen zu leeren.

Für mich persönlich kommt als Junge zwischen zwei gut aussehenden Mädchen die Schwierigkeit hinzu, zu unterscheiden, ob die Aufforderung „...und bring doch die Mädchen mit!“ das eigentliche Motiv der neuen „Freundschaft“ zum Ausdruck bringt. Ich bin noch immer der Meinung, dass die Zusammensetzung „Mädchen – Junge – Mädchen“ keine besonders glückliche ist; nicht nur aus eben genanntem Grunde, sondern auch, weil sie sich leicht in „Mädchen – Mädchen – Junge“ verwandelt. Die Zahl drei ist ohnehin verflucht.

Reisen

Peru kann grob in drei Landschaftsformationen aufgeteilt werden: Costa – Sierra – Selva (Küste – Gebirge – Urwald). Unsere erste kleine Reise im Oktober führte nach Tarma, eine Andenstadt etwa 200 Kilometer westlich von Lima. Dort bekamen wir auf unseren Ausflügen atemberaubend schöne Landschaften zu sehen und unterhielten uns mit Menschen, die in traditioneller Tracht, in den bunten, in Handarbeit genähten Tüchern und Röcken, ein Leben ganz im Einklang mit der Natur führen. Sie haben nicht viel Geld und arbeiten hart, doch scheinen glücklich zu sein. Eine Frau fragte uns, als sie erfuhr, dass wir aus Deutschland kämen, ob wir gelaufen seien oder ein Taxi genommen hätten. Ich habe von diesen Tagen unvergessliche Eindrücke mitgenommen und behalten.

Für unsere zweite Reise nutzen wir abermals einen Feiertag und erbat den Brückentag zum Wochenende frei, sodass wir vom vierten bis achten Dezember Zeit hatten. Unser Ziel lautete Ica, eine Stadt südlich von Lima (ca. 300km) nahe der Küste. Das Interessante an der Stadt, die im Jahre 2007 von einem schweren Erdbeben stark beschädigt worden war, wurde für uns die nur wenige Kilometer entfernte Oase“ Huacachina“. Die Stadt Ica liegt in einem Gebiet mit wüstenähnlicher Vegetation und in Richtung Meer breitet sich eine weite Dünenlandschaft aus. Huacachina ist zu allen Seiten von hohen Sanddünen umgeben; der See, dessen Wasser jedoch längst nicht mehr original ist und deshalb die heilende Wirkung verloren hat, umringt von Palmen und schönen Restaurants, und wenn man die touristischen Züge des Ortes ausblendet, wähnt man sich mit ein bisschen Fantasie tatsächlich fernab der restlichen Zivilisation und gefangen an diesem wunderschönen Ort. Wir verbrachten dort zwei sehr ruhige Tage bevor wir nach Pisco weiterfuhren. Pisco war das Epizentrum des Erdbebens ist entsprechend stärker zerstört als Ica. Nur eine Straße wurde seitdem wieder komplett neu gepflastert, der Rest ist größtenteils Baustelle. Im nahe gelegenen Paracas aß ich

das erste Mal „Cebiche“, ein peruanisches Nationalgericht aus rohem Fisch, rohen Meeresfrüchten und rohen Zwiebeln in Limonensaft.

Im Januar, unserem Ferienmonat, werden wir in den Urwald reisen mit dem Ziel Iquitos, das nur über den Fluss oder im Flugzeug erreicht werden kann. Von dort aus fliegen wir weiter nach Santa Cruz in Bolivien, wo das Zwischenseminar von „Weltwärts“ stattfindet.

Für all diejenigen, die meine Adresse noch nicht besitzen, aber unbedingt benötigen:

Asociacion Pro Ninos (mit ~ über zweitem n) Pobres
Centro de protección infantil
Jiron Libertad 196
1er Sector Tablada de Lurin
Villa Maria del Triunfo
Lima 35, Perú

Meine besten Wünsche nach Deutschland, ich denke an euch, vergesst mich nicht,

Euer Jakob

Seit meinem letzten Erfahrungsbericht ist viel Zeit vergangen und vieles hat sich getan. Das Wichtigste möchte ich im Folgenden zusammenfassen.

Zunächst kurz zur derzeitigen Wohnsituation: Nachdem ich einige Monate mit einer peruanischen Familie in Tablada zusammengelebt hatte, bin ich inzwischen wieder in den Hogar zurückgekehrt. Die Zeit mit der Familie war schön und bereichernd; doch kam ich nach einigen Problemen, besonders mit den Söhnen Manuél und Luis, die sich mir bis zum Schluss nicht öffneten und mich im Grunde nicht Teil ihres extrem auf den engsten Kreis der Familie beschränktes Leben werden lassen wollten, zu dem Schluss, dies sei für beide Seiten das Beste. Nun besuche ich Dina, Jesús und ihre Söhne immer wieder, wir erzählen uns Neuigkeiten und ab und zu kochen wir zusammen.

Die Vormittagsgruppe *Los Campeones*

Hier hat vor einem Monat ein vorübergehender Personalwechsel stattgefunden: für die Zeit bis Ende August wird die Erzieherin Judith, mit der ich bisher zusammengearbeitet hatte, durch eine Frau namens Hilda (Aussprache in Peru: „Ilda“) vertreten. Der Grund: Judith war schwanger und hat inzwischen, vor zwei Wochen, eine Tochter geboren. Beide, Mutter und Tochter, sind gesund und wohlauf – was zwischenzeitlich nicht sicher war, da es im letzten Stadium Probleme bei der Ernährung des Säuglings gab und deshalb befürchtet wurde, das Kind komme mit Organproblemen zur Welt. Doch glücklicherweise haben sich alle bösen Prognosen des behandelnden Arztes als Fehleinschätzungen herausgestellt, zumindest bis jetzt. Als ich sie besuchte, traf ich sie als stolze, überglückliche Mutter nun dreier Kinder an, doch gab sie offen zu, den Hogar - die Kinder und das Essen - bereits zu vermissen.

So endete also die in jeder Hinsicht glückliche Zusammenarbeit mit Judith, denn ihre Rückkehr Anfang September werde ich knapp nicht mehr erleben. Doch komme ich mit Hilda ebenso gut zurecht, auch wenn das Verhältnis zu ihr (noch) nicht ganz so freundschaftlich ist. Kurz zur Person: Hilda ist mit einem Deutschen verheiratet, der in Lima als Bäcker arbeitet (und dessen Spezialität, Vollkornbrot, nur bei den in Lima lebenden Deutschen Absatz findet). Zwölf Jahre lang hat sie in Deutschland, in Berlin, gelebt, bis ihr Mann beruflich in Schwierigkeiten kam – er arbeitete „irgendetwas mit Steuern“ - und der Umzug nach Peru die beste (einzige?) Lösung war. Hilda wäre lieber in Deutschland geblieben, sie hatte das Leben dort zu schätzen gelernt, obwohl sie fast ausschließlich mit anderen dort lebenden, unter dem weniger herzlichen Temperament der Berliner leidenden Peruanern Kontakt hatte. Ihr Deutsch ist angesichts der langen Zeit in Deutschland erstaunlich schlecht, besonders die Aussprache ist mangelhaft – ein weiterer Beweis dafür, was Karin, Verena und ich in einem dreimonatigen Deutschkurs für das Personal feststellen mussten: Deutsche Sprache - schwere Sprache.

Besagter Deutschkurs fand nach der offiziellen Arbeitszeit dreimalig pro Woche statt, jeder von uns mit jeweils einer Stunde; Teilnahme auf freiwilliger Basis, nach Einschreibung jedoch, zumindest offiziell, verpflichtend. Die Idee fand großen Anklang, doch wurde die Anzahl der regelmäßig erscheinenden Schüler mit der Zeit immer geringer, gegen Ende fand sich nur noch der harte Kern ein. Nach einer Krisensitzung stiegen manche komplett aus, die meisten rafften sich jedoch noch einmal auf und so wurde der Kurs relativ erfolgreich zu Ende geführt. Am Schluss stand ein kleines, von uns dreien organisiertes Fest mit Urkundenverleihung, Danksagungen, dem Singen deutscher Lieder („Bruder Jakob“ und

„Heo, spann den Wagen an“ im Kanon), das ich dirigierte und mit der Geige begleitete, Nudelsalat und natürlich Pisco Sour.

Die Veränderungen im Saal, die es in den letzten zwei Monaten gab, hängen sowohl mit beschriebenem Wechsel der Erzieherin als auch dem fast zeitgleichen Hinzukommen des zehnjährigen Jesús zusammen. Jesús brachte vom ersten Tag an viel Bewegung und viel Aufregung mit sich, die sich bei Hilda fast bis zur Verzweiflung steigerte. Just in diese Zeit des Weggangs Judiths in den Mutterschutz fiel der Besuch meiner Familie, sodass Hilda alleine mit der Situation zurechtkommen musste. Sie war von Judith zwei Wochen lang in die Arbeit eingeführt worden und hat durch die Arbeit in einem deutschen Kindergarten Vorkenntnisse, doch unterscheiden sich die Jungen und Mädchen des Hogars von den meisten deutschen Kindern darin, dass wenig oder gar keine Erziehung durch die Eltern stattfindet. Viele sind lange Zeit des Tages sich selbst überlassen, die sie dann auf der Straße oder vor dem Fernseher verbringen und sich dabei an rauere Umgangsformen gewöhnen.

Der Fall Jesús ist extrem: sein Vater, der als „Cobrador“ arbeitet, also von morgens bis abends in einem Bus steht, dessen Fahrtrichtung brüllt und das Fahrgeld einsammelt, ist nach Beschreibungen ein verbitterter, aggressiver Mensch, dessen einzige Erziehungsmaßnahme Schläge sind; die Mutter ist eine scheue, alles erdulde und zulassende Frau. Jesús ist also mit der Gewalt aufgewachsen, sowohl zu Hause als auch draußen auf der Straße im Umgang mit meist älteren Jugendlichen. Die Folge ist, dass auch er selbst davon ganz selbstverständlich Gebrauch macht. Die einzige Person im Hogar, die er respektiert, ist der Direktor Luis mit seiner mächtigen Stimme. Die anderen Kinder lernten schnell von ihm, ob freiwillig (Fäkalsprache) oder unfreiwillig (die Notwendigkeit, sich zu verteidigen). Hilda war mit der Situation überfordert, es soll in meiner Abwesenheit drunter und drüber gegangen sein.

Als ich von der Reise in den Süden zurückkam, fand ich Jesús nicht mehr in der Gruppe und die anderen Kinder verändert. Der dickliche Sebastián etwa, der immer der anhänglichste und kindlichste der Jungen war, ließ bei jeder Gelegenheit die Brust anschwellen und zeigte seine Muskeln, setzte diese auch nach Bemühen ein und antwortete auf eindringliches Zureden mit grimmiger Miene bloß „¡Yo les chanco!“ („Ich hau sie!“) – eigentlich ein wirklich komisch-lustiges Schauspiel, in der Situation muss ich mir des Öfteren das Lachen verkneifen. Sein Verhalten hat sich inzwischen wieder ein wenig gebessert, die erzieherische Einflussnahme ist jedoch ein zähes und anstrengendes Unterfangen und steht nicht im Verhältnis zu Sebastián's kurzer Zeit in der Lehre Jesús'.

Nachdem alle „klassischen“ Mittel der Erziehungskunst erfolglos geblieben waren, wurde Jesús in die Gruppe der Ältesten „strafversetzt“ in der Hoffnung, er verhalte sich dort zurückhaltender und passe sich an das überwiegend ruhige und gute Betragen der Jugendlichen an. Außerdem soll der Wunsch nach der Rückkehr zu seiner Gruppe reifen. Bisher scheint die Strategie in Ansätzen aufzugehen, wenn es auch immer wieder zu Vorfällen kommt.

Ich persönlich habe Jesús lieb gewonnen als äußerst intelligenten, anhänglichen, fröhlichen, begeisterungsfähigen Jungen und insgeheim amüsiere ich mich oft über seine frisch-freche Art. Er ist zwar im Moment nicht bei den Campeones, doch kommt er immer wieder zu mir und erzählt mir oder will mit mir spielen. Die Wurzel allen Übels ist das Elternhaus und ich hoffe, die Situation wird sich für Jesús irgendwie verbessern. Doch ist die Arbeit mit den Eltern die schwierigste und langwierigste, was auch in diesem Fall nicht anders sein wird.

Insgesamt macht Hilda ihre Arbeit sehr gut und bringt durch ihre Erfahrungen in Deutschland neue Ideen und Konzepte mit ein.

Die Nachmittagsgruppe „Chicas y Chicos Sin Fronteras“

Für mich hat sich die Situation in der Gruppe der Ältesten, der elf- bis 17-Jährigen eindeutig zum Positiven verändert. Ich habe eingesehen, dass man sich nicht mit allen gleich gut verstehen muss, dass man in einer Gruppe dieser Größe (ca. 20) wohl immer den ein oder anderen Unsympathen finden wird und akzeptieren muss, auch in Peru. Mit den allermeisten jedoch verstehe ich mich ausgesprochen gut und es macht Spaß, mit ihnen zu arbeiten, zu spielen oder sich einfach zu unterhalten. Insgesamt genieße ich mehr Respekt als am Anfang. Das ist allgemein auf verbesserte Sprachkenntnisse, das „Hineinwachsen“ in die Arbeit und eine entspanntere Einstellung dazu zurückzuführen. Doch besonders zwei Dinge haben mir geholfen, meine Position im Saal eindeutiger zu definieren: die Hausbesuche und mein Bäckerei-Projekt.

Ersteres bedeutet, dass Verena, Karin und ich nach und nach (fast) alle der Kinder nach Hause begleiteten, um Lebenssituation und Familie kennenzulernen. Die Idee dazu kam mir, als Luis in einer der regelmäßig freitags stattfindenden Mitarbeiterversammlungen erwähnte, man wolle eine Sozialarbeiterin engagieren, um Informationen zu finanzieller Lage, Arbeit der Eltern, Ausstattung des Hausrats, Verbindung zu anderen Organisationen etc. einzuholen. Luis willigte fast augenblicklich in das Angebot ein, wir könnten diese Aufgabe übernehmen. Nach vorheriger Absprache mit den Eltern ließ ich mich meist nach Schließzeit des Hogars, also gegen fünf Uhr nachmittags, von einem der Kinder meiner Gruppen – ich kümmerte mich vorwiegend um die Großen – zu deren Behausung mitnehmen. Die Hauptintention war von offizieller Seite zwar die Bearbeitung je eines Fragebogens, deren Sammlung einen Überblick ermöglichen sollte zu Bedürftigkeit der Familien, doch war dies praktisch Nebensache und wurde meist ganz am Schluss erledigt. Fast überall wurde ich herzlich und in der Armut größtmöglichen Großzügigkeit empfangen. Manche Eltern waren zu Beginn etwas eingeschüchtert, doch habe ich es eigentlich immer geschafft, bald das Vertrauen zu gewinnen, sodass mir von vielen letztlich ganz freiwillig die komplette Lebensgeschichte erzählt wurde. Die meisten dieser geschilderten Lebenswege sind zweifellos sehr steinig, wobei mir durchaus bewusst ist, dass mein Besuch bestimmte Hoffnungen auslöste und deshalb an Übertreibungen nicht gespart wurde; nicht wenige der Mütter brachen in Tränen aus.

Die Unterschiede zwischen den Familien sind größer, als ich sie mir vorgestellt hatte. Besonders eine Familie lebt nach peruanischen Maßstäben alles andere als arm, das Haus ist groß, stabil und gut eingerichtet (dennoch Tablada, nicht Deutschland!), und ich stellte mir die ernsthafte Frage, ob das Geld nicht besser in andere, bedürftigere Familien investiert wäre; solche etwa, deren Behausung aus Sperrholz, Pappe und Schilfrohrgeflecht zusammengezimmert, von Wellblech überdacht und mit Plastikplane notdürftig abgedichtet ist. Andererseits hat der Einsatz des Hogars nur Sinn, wenn den Menschen nicht nur aus der Armutsfalle herausgeholfen, sondern auch dafür Sorge getragen wird, dass sie nicht wieder hineingeraten.

Die meisten Gespräche führte ich mit alleinstehenden Müttern, von denen nur die wenigsten noch Kontakt zu ihren ehemaligen Männern haben, geschweige denn finanzielle Unterstützung von diesen erhalten. Dies ist schon eines der Hauptprobleme: die Mütter müssen arbeiten, denn wer sonst schafft Geld herbei?, in vielen Fällen den ganzen Tag. Die Kinder sind in dieser Zeit sich selbst überlassen, genießen „Narrenfreiheit“.

Das Beschäftigungsfeld der Mütter ist leicht zu umreißen: das Putzen, Waschen oder Kochen in Häusern anderer Familien oder der Verkauf von Süßigkeiten, Obst oder Gemüse; in jedem Fall nicht besonders lukrative Arbeiten. Ein Beispiel: eine der Mütter verkauft an einem winzigen Rollwagen Süßigkeiten in einem reicheren Stadtteil vor einer großen Supermarktkette. Es besteht nicht nur das Risiko, von gelegentlich kontrollierenden Polizisten geschnappt zu werden, was den Verlust jenes Rollwagens mit allen Verkaufsgegenständen und damit der einzigen Einkommensquelle bedeuten würde; der „Verdienst“ reicht an manchen Tagen gerade, um die Fahrtkosten morgens hin und abends zurück zu decken, ist also gleich null.

Durch die Besuche habe ich viel gelernt, vor allem natürlich über die Kinder: wie sie leben, wo und in welchen Familienverhältnissen. Das macht es leichter, bestimmte Bedürfnisse und Verhaltensprobleme zu verstehen. In vielen Fällen verlangt es Respekt ab, wie die Leute ihr Leben meistern, in manchen jedoch muss man mit Unverständnis und Ungeduld Tatenlosigkeit, Trägheit und Resignation gewahren wo es ohne Zweifel Wege gäbe, die Lage zu verbessern.

Das Verhältnis zu den meisten in der Gruppe der Ältesten wurde durch die Besuche persönlicher, offener und ehrlicher. Auch umgekehrt zeigen die Kinder nun viel mehr Achtung vor mir und nehmen häufiger mein Hilfsangebot in Anspruch.

Besonders zu sechs der etwa 20 „chicos y chicas sin fronteras“ hat sich das Verhältnis intensiviert. Grund ist ein „taller“ („Werkstatt“, „Arbeitsprojekt“), den ich nun seit ca. drei Monaten immer mittwochs leite. Da der Heim-Bäcker Ricardo zur Zeit nur vormittags anwesend ist und so für die Nachmittagsgruppen die Mithilfe in der Bäckerei komplett ausfällt und ein halbes Jahr über der junge Schreiner Javier nicht mehr beschäftigt war (vor einigen Tagen ist er wieder eingetreten – eine lange Geschichte, die ein andermal erzählt werden soll), habe ich dieses Projekt begonnen, um zumindest für meine Gruppe das Beschäftigungs- und Lernangebot zu erweitern. Ich bin kein ausgewiesener Bäcker, habe nur eine kurze pubertäre Phase der Back-Begeisterung durchgemacht, während derer ich mit den Grundrezepten von Hefe-, Rührteig etc. schon so manches ausprobiert und experimentiert habe und dabei die größten Anfängerfehler hinter mir lassen konnte. Das Experimentieren habe ich auch als „Meastro“ nicht sein lassen und so entstanden zum Teil recht ausgefallene Kreationen wie grüne Basilikum- oder rote Ají-Brötchen (ají: orange-rote Pfefferschote), aber auch typisch peruanische – wie etwa Empanadas (gefüllte Teigtaschen) – und typisch deutsche Backwaren, z.B. Rosinenbrötchen. Bis jetzt kamen alle Dinge sehr gut an, nur das für den peruanischen Gaumen ungewöhnlich schwere und allzu säuerliche Zwiebel-Vollkornbrot mit kerniger Kruste stieß bei einigen auf Unverständnis und handelte sich den Spitznamen „Pan piedra“ („Steinbrot“) ein. Nun habe ich vor, zumindest einmal an einem der mir verbleibenden Wochenenden eine Back- und Verkaufsaktion zu veranstalten. Das bedeutet: am Samstagabend verschiedene Backwaren herstellen und diese am Sonntagmorgen in der Deutschen Gemeinde in Miraflores verkaufen. Mit dem verdienten Geld könnte dann ein kleiner Ausflug wie etwa ein Kinobesuch unternommen werden.

Aktuelles

Vor wenigen Tagen habe ich hier im Hogar meinen Geburtstag gefeiert. Das Fest wurde ein weiterer Höhepunkt meiner Zeit in Tablada. Es war zwar zunächst anstrengend, für die etwa 20 Gäste zu kochen, doch zahlte sich die Mühe aus: die Idee war, meinen Freunden die Möglichkeit zu geben, typische Speisen meiner Heimat, des Frankenlandes, kennenzulernen. Wie häufig war ich doch hier danach gefragt worden, wie man denn dort esse! Die

Speisekarte: Nürnberger Bratwöschtle mit Kartoffelsalat, Sauerkraut und Gurkensalat.
Zweites Gericht: Saure Zipfel mit „Pan piedra“.

Die Nürnberger und das Sauerkraut hatten meine Eltern mitgebracht, weshalb zur Enttäuschung der Eingeladenen nicht alles zum Nachkochen geeignet ist. Das Essen kam super an und die Stimmung wurde im Laufe des Abends immer besser und ausgelassener. Zu später Stunde holte ich nach mehrfachen Bittens meine Geige hervor und spielte eine Solofantasie von Telemann. Stefan, ehemaliger Volontär des Hogars, inzwischen in Tablada ansässig und verheiratet und seit kurzem Vater, zückte seine große Altblockflöte, die er zufälligerweise mitführte und zusammen spielten wir eine weder für Violine noch für Flöte komponierte Serenade Joseph Haydns von ungeordneten Notenblättern ab, die aus unbestimmbaren Gründen zufälligerweise irgendwo im Raum herumlag. Kurz darauf griff Jairo, der vorübergehend mein junger Gitarrenlehrer war, zur Gitarre und zu dritt improvisierten wir auf nicht allzu hohem Niveau, doch mit viel Freude in allerlei Tonarten. Später spielte Jairo bekannte Lieder auf Wunsch, dazu wurde fröhlich gesungen. Ein Abend also ganz im Zeichen des interkulturellen Austauschs.

Im Moment bin ich hin- und hergerissen zwischen Trauer über das baldige Ende meiner Zeit in Peru und der Vorfreude auf Deutschland. Gerade durch die dringliche Organisation des Studienbeginns, der mich sehr kurz nach meiner Rückkehr in Deutschland erwartet, wandere ich in Gedanken mehrmals täglich über den Atlantik und zurück. Wahrlich wartet Stress auf mich: am 20. August komme ich in Deutschland an, am ersten September bereits beginnt das fünftägige fid-Rückkehrerseminar in Köln. Davor möchte ich schon einige dringende Besuche erledigen, möchte in die Stadt Bayreuth fahren, die höchstwahrscheinlich mein zukünftiger Studienort für das Fach Jura sein wird, und sollte im Zuge dessen, wenn es denn auf einen Umzug in eine WG hinausläuft, vor Ort einige Bewerbungsgespräche führen. Der Umzug sollte gegen Ende September vollzogen sein und mit dem ersten Oktober beginnen die Einführungsveranstaltungen der Universität. Und während all dessen muss ich Zeitumstellung und Kulturschock verkraften!

Das einzig Positive daran: Ich entgehe der Langeweile, dem mächtigsten Verbündeten von Melancholie und Fernweh nach Peru!

¡Cúidense, Chau, Hasta pronto!

Jakob